

Die Befehlsgewalt

Autor(en): **Diggelmann, Walter M.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **59 (1955-1956)**

Heft 20

PDF erstellt am: **13.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-671568>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

tut sie das ganze Jahr nicht. Hüben und drüben glätte ich die Wogen der Erregung. Der Faden meiner Kurzgeschichte liegt wirr am Boden. Den hätte ich ja für immer einmal gründlich verloren!

Und der Arzt kommt und kommt nicht. Ich sehe es meiner Patientin an: Sie denke, der Arzt hält sie am Ende doch nicht für so krank. Richtig, schon bittet sie mich um den Handspiegel. Sie will sehen, wie krank sie eigentlich aussieht. Ich springe auf. Der volle Aschenbecher kippt auf den Teppich. Egal! Zuerst der Handspiegel!

Endlich, erlösend, die Hausglocke! Der Arzt! Der Arzt ist ein beharrlicher Staubsauger-Reisender, der sich erst zufrieden gibt, als ihm mit leidender Miene die bettlägerige Hausfrau milde gestattet, den «Aschenregen» zu entfernen. Er arbeitet für zwei, und die Stundenfrau platzt nach zehn Minuten wortreichster, des «geräuschlosen» Lärms wegen gebrüllter Anpreisung (im Krankenzimmer!) heraus:

«Unser Staubsauger — hat noch einen Föhnansatz!»

Frauen sind oft unbegreiflich! Die meine, krank, erlaubt dem Verkäufer — weil's gerade passt — den «Aschenregen» wegzureinigen, und die andere, die Stundenfrau, jagt ihn mit unbedachten Worten davon. Wütend hat er eingepackt und empört den ungastlichen Ort verlassen, wo ihm ein bereits vorhandener Staubsauger das Geschäft verunmöglicht.

Die vielen Aufregungen, der Lärm des surrenden Saugers, das Brüllen des stimmungswaltigen Anpreisers, Telephon, Hausglocken und Stundenfrauen nebst aschestreuenden Ehemännern — es war zuviel! Die Gute sank in die Kissen zurück, blass und still. Schief sie ein? War sie ein bisschen ohnmächtig?

Es klingelt. Der Arzt! Diesmal ist er's. «Vor allem Ruhe!» hat er gestern abend gesagt.

«Ruhe!»

Aber so ist es wirklich, wenn Hausfrauen krank sind. Nichts habe ich erfunden, sondern nur mit geradezu photographischer Treue das aufgezeichnet, was wirklich geschah.

D I E B E F E H L S G E W A L T

Als General Baillat das Kommando Luftwaffe übergeben wurde, ernannte er mich zu seinem persönlichen Sekretär, obwohl, oder wie er behauptete: gerade weil ich nicht Offizier, sondern gewöhnlicher Staatsbeamter im Kommando Luftwaffe war, und: weil ich Schriftsteller war. Ich war kein erfolgreicher Schriftsteller, das versteht sich von selbst, sonst hätte ich ja auf die Beamtenlaufbahn verzichten können.

Vielleicht sagte sich General Baillat nicht zu Unrecht, die Luftwaffe könne nur profitieren davon, wenn zwischen dem Kommandanten und der Truppe ein Schriftsteller stehe. Der General hatte als junger Staffelpolitän einmal gesagt, der Mensch beginne erst mit dem Grad eines Hauptmanns Mensch zu sein. Als er endlich General geworden war, tat ihm dieser Ausspruch, den jedermann der Luftwaffe kannte, natürlich leid, und er wollte den Beweis erbringen, dass der Mensch nicht von einem militärischen Grad abhängt. Deshalb bemühte er sich besonders, «menschlich» zu sein. Und weil er sich nun bemühte, menschlich zu sein, brauchte er jemand um sich, der sich darin übte, das Menschliche zu begreifen (was durchaus nicht so leicht ist, wie der Leser vielleicht glaubt). Und das wiederum ging folgendermassen vor sich: Hatte der General einen Streit zwischen Vorgesetzten und Untergebenen zu schlichten, hatte er vielleicht einen Beklagten, gegen den Anträge zu schweren Strafen seitens der unmittelbaren Vorgesetzten vorlagen, zu zitieren, dann ging er mit mir die Vorakten durch. Hatten wir diese Arbeit bewältigt, musste ich die Rolle des Beklagten übernehmen und während er mich wie einen Beklagten scharf fixierte, liess er den zweiten Sekretär kommen, der nun seine Rede stenographisch festhalten musste. (In seinen letzten Jahren hatte er sich einen teuren Diktierapparat installieren lassen, so dass wir den als Störung empfundenen zweiten Sekretär nicht mehr brauchten. Auch konnte der General seine Rede im Wortlaut wieder abhören und so die nötigen Korrekturen besser anbrin-

*Selbstmord ist das grösste Kompliment,
das man der Gesellschaft machen kann.*

Oscar Wilde

gen). Wenn er seine Rede, anfänglich scharf gehalten, ganz im Sinne der vorliegenden Anträge, in der Mitte mildernd auf die Gründe des Beklagten eingehend, am Ende gütig-verzeihend-verstehend, jeweilen beendet hatte, musste ich ihn kritisieren. Es gab Fälle, die sich öfters wiederholten: Piloten touchierten den Boden vor dem Beginn der Landepiste und gefährdeten damit das Flugzeug, das Bodenpersonal geriet während anstrengenden Manövertagen in gereizte Stimmungen und beschimpfte die Piloten, welche die Flugzeuge nicht auf die vorgesehenen Abstellplätze rollten und damit unnötige Aufregung verursachten (es kam vor, dass ein Mechaniker einem Patrouillenführer Ohrfeigen austeilte). Kurz, es gab viele Fälle, die sich wiederholten, aber trotzdem behielt General Baillat seine «Proben» bei. So hatte ich öfters lediglich zu nicken und zu sagen: «Das sitzt». Dann nickte auch er und antwortete: «Routine». Es gab aber Fälle, die einmalig waren, und dann durfte ich nicht einfach nicken, besonders dann nicht, wenn ich wusste, dass sich der General in seiner Beurteilung der Lage arg verhasst hatte. Dann verzog er sein Gesicht und ich sah es ihm an, dass er am liebsten gesagt hätte: «Ach lassen wir, es geht auch so.» Freilich sprach er einen solchen Satz niemals aus, wirklich niemals, denn es war ihm ernstlich darum zu tun, den Menschen zu verstehen.

Eines Morgens, es war in den letzten Monaten, da General Baillat sein Kommando noch inne hatte, erschien er auf seinem Büro, niedergeschlagen, wenn nicht verzweifelt. Aber er war nicht der Mann, um in seiner Verzweiflung zu schweigen, und so begann er, kaum dass er eingetreten war:

«Peinlich, sehr peinlich mein Lieber! Ich habe durch Oberst Simon meinen eigenen Sohn auf heute hierher zitieren müssen. Abscheulich, ich kann kein anderes Wort dafür finden! Und so etwas tut mein eigener Sohn! Oh, ich habe immer gewusst, dass der das Sprichwort ‚Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm‘ ignoriert, ja negiert, ja...»

Der General ging in seinem Arbeitsraum auf und ab wie ein gefangener Tiger hinter dem Gitter. Ich wusste nichts, ich hatte keine Vorakten zu Gesicht bekommen bisher. Das einzige, was ich wusste war, dass Josy Baillat (diesen Vornamen hatte die Mutter gewählt) Pilot war, sich aber geweigert hatte, die Offizierslaufbahn einzu-

schlagen und seinem Vater auch sonst «Schwierigkeiten» bereitete.

Ich sagte: «Sind die Vorakten bereits eingetroffen?»

«Vorakten? Was für Vorakten zum Teufel?»

«Ja», sagte ich, «wenn Sie Josy zitieren, dann...»

«Es handelt sich nicht um etwas, das die Luftwaffe betrifft, wenigstens nicht unmittelbar, und doch... Na also, hören Sie zu: Josy hat sich geweigert, mich aufzusuchen und deshalb habe ich eine militärische Aussprache vorgeschützt und Oberst Simon beauftragt, mir Josy hierher zu beordern.»

«Ich bitte um Verzeihung», sagte ich, «ich dachte im ersten Augenblick...»

«Ich brauche Sie, um Gottes Willen, ich brauche Sie, wir müssen diese Aussprache besonders gut vorbereiten, ja, wir müssen daran feilen, unsere Unterredung muss auch stilistisch sitzen, das verstehen Sie doch. Josy nimmt mich nur dann ernst, wenn ich das, was ich zu sagen habe, auch gut sage.»

Der General setzte sich nicht, was er sonst immer tat, wenn er intensiv nachdenken musste, und ich wusste noch immer nicht, um was es sich handelte. Endlich rückte er damit heraus, nicht ohne Unsicherheit zu verraten, was ich zu seiner Ehre hier bemerken muss. Josy Baillat hatte seinem Regiment die Mitteilung zukommen lassen, erstens wolle er den Dienst bei der Luftwaffe quittieren, zweitens beabsichtige er zu heiraten...

«Aber wen?» schrie mich General Baillat an, «wen will er heiraten? — Unser Hausmädchen, stellen Sie sich das vor. Der Sohn des Generals heiratet das Hausmädchen.»

«Haben Sie diese Gefahr nicht früher bemerkt?» fragte ich ziemlich dumm.

«Nicht bemerkt? Freilich habe ich es bemerkt und das Mädchen deshalb auch entlassen. Und das war vielleicht ein Fehler, das war vielleicht eine Provokation. Sie wissen, Josy hat immer gegen meine Grundsätze gehandelt. Die Armee hat er für ein notwendiges Uebel gehalten, freilich ohne gegen ihr Bestehen zu rebellieren, aber hören Sie zu: Ein notwendiges Uebel! Und so etwas sagt der Sohn des Generals. Das ist dick, sehr dick. Aber lassen wir das. Dass er seine Dienste quittieren will... was kann ich dagegen tun? Nichts! Aber dass er eine solche Ehe eingehen will? Was kann ich dagegen tun?»

«Nichts!» sagte ich ohne Ueberlegung.

«Nichts?» schrie der General, «das wollen wir eben untersuchen.»

Und damit hatte ich bereits die Rolle seines Sohnes übernommen. Ich setzte mich und schlug das rechte Bein über das linke.

«Setzen Sie sich anständig hin, wenn Sie vor Ihrem General stehen — äh sitzen!» fuhr mich der General an. Und ich, in der Rolle Joys, antwortete:

«Sie sind nicht mein General, sondern mein Vater.»

«Was bin ich?»

«Mein Vater.»

«Ach so. Ja, ja, um so schlimmer, sehr schlimm. Also, was soll das mit dieser Heirat?»

«Du hast doch auch einmal geheiratet, Vater, was fragst du mich also.»

«Das war etwas anderes. Ich habe standesgemäss geheiratet.»

«Demnach nicht aus Liebe, sondern standesgemäss?»

«Was sagst du, nicht aus Liebe? Du behauptest, ich hatte deine Mutter nicht geliebt? Ich liebe sie heute noch.»

«Pech.»

«Was Pech?»

«Ich sage, ich habe in dem Falle einfach Pech: Ich heirate aus Liebe, aber leider nicht auch standesgemäss.»

«Aber du musst standesgemäss heiraten.»

Der General winkte ab. «So kommen wir nicht weiter, wir beginnen wo anders.» Er legte die Hand an die Stirn und begann erneut:

«Hör zu, Josy, überlege dir, was du mir schuldig bist.»

«Nichts.»

«Ich bin dein Vater.»

«Und ich dein Sohn.»

«Der Sohn schuldet seinem Vater also nichts?»

«Verehrung und Liebe.»

«Da hast du es.»

«Ja, da haben wir es. Und was schulde ich meiner Frau?»

«Standesgemässes Leben.»

«Das kann ich ihr ja verschaffen. Mit deiner Hilfe zum Beispiel. Und vor allem: Liebe.»

«Deine Fragestellung ist falsch. Du musst fragen: Was schuldet die Frau mir?»

«Nichts.»

«Nichts?»

«Natürlich Liebe, wenn du willst.»

«Du bist der Sohn eines Generals.»

«Ich weiss, aber was willst du mir damit sagen?»

«Du hast gesellschaftliche Verpflichtungen.»

«Du versuchst, deine Befehlsgewalt zu weit auszudehnen. Du kannst mir in vielen Dingen befehlen: Strammstehen, Fliegen, Landen, die Uniform in Ordnung zu halten, aber sonst?»

«Ich befehle nicht. Das Menschliche entzieht sich der Befehlsgewalt...»

«Da haben wir es», sagte ich lächelnd, «das ist ein Satz von Ihnen, diesen Satz brauchen Sie immer...»

«Immer, freilich, immer sage ich das und ich sage es allen meinen Untergebenen, aber jetzt...»

«Jetzt geht es um Ihren Sohn, Herr General, warum soll dieser Satz jetzt keine Gültigkeit haben?»

Der General schaute mich an. «Ich muss nachdenken», sagte er und ging. Er liess mich einfach stehen, sagte nichts, wohin er ging und wann er zurück sein würde.

Um zehn Uhr traf Josy Baillat ein. Der General war unauffindbar. Josy verschwand wieder, lachend, natürlich froh, dass er seinen Vater verpasst hatte. Am Nachmittag traf der General wieder ein. Er hiess mich ganz in seine Nähe kommen. Und dann sagte er:

«Ich glaube, ich habe doch noch etwas gelernt: Ich habe gelernt, dass man gewisse Dinge nicht lernen kann. So kann ein General, wenn er erst alt genug ist, lernen, dass es in jedem Soldat auch noch einen Menschen gibt, so kann er sich eine gewisse Grosszügigkeit aneignen, er kann Verständnis haben, lernen bis zu einem bestimmten Grad, aber...»

Der General schaute mir fest in die Augen.

«Wir sind fast gleich alt, nicht wahr, und wenn ich gehe, dann gehen Sie auch. Dann bin ich nicht mehr General und Sie nicht mehr mein persönlicher Sekretär... Hören Sie zu: Ich bin für Josy nicht zu sprechen in den kommenden Tagen. Ich verreise.»

«Sie verreisen?»

«Verstehen Sie mich: Es gibt Dinge, die auch ein einsichtiger General nicht lernen kann: Ueber den eigenen Schatten springen. Ja, ja, es hat gar keinen Sinn, mich mit Josy auseinanderzusetzen, ich verstehe ihn nicht, ich kann ihn nicht verstehen, aber mein Verstand sagt mir immerhin: Ich verstehe, dass ich nicht alles verstehe.»

Mit den Augen mir zublinzelnd sagte er noch: «So weise wie Sokrates, der sagte, Ich weiss, dass

ich nichts weiss', bin ich noch nicht, es wäre auch zuviel verlangt, aus einem General einen Sokrates machen zu wollen: Jedem das Seine und damit Josy auch seine Frau — bloss ohne mich, vorläufig.»

Es sind jetzt auf den Tag genau fünf Jahre her. Manchmal an schönen Tagen begegne ich dem General. Er ist nie allein. In seiner Begleitung treffe ich immer auch seine Schwiegertochter und seine drei Enkelkinder. Er blinzelt mir immer zu, wenn wir uns die Hand zum Abschied reichen.

Gerd Berendt

A N D E R S T R A S S E

N A C H R O M A

Natürlich kennen Sie Signor Alfredo nicht. Aber wenn Sie ihn kennten: Redlich ist sein Sinn, zukunftsgerichtet sein Denken, aber welches Geschick hat ihn geschlagen, dass er in solcher Sudelgasse hausen muss? Der Name ist passabel, gar keine Frage: Via de Carrioca. Aber die Leute! Heilige Maria, was sind das für Leute, mit denen er zusammen hausen muss! Getreulich hat er sich vom geringen Nähmaschinenflicker zur Fachwerkstätte für sämtliche Auto- und Motorradmarken emporgerackert, aber welcher anständige Automobilist verirrt sich denn schon in die Via de Carrioca? Keiner. Nicht einer. Höchstens jene, die niemals bezahlen. Und draussen, wenige Querstrassen weiter, brummt der motorisierte Fremdenverkehr mit achtzig Kilometer nach Roma hinein. Ziemlich weit ausserhalb liegt die Via Carrioca. Und mit ihr Signor Alfredos Fachwerkstätte für sämtliche Auto- und Motorradmarken.

Redlich ist Signor Alfredos Sinn, doch manchmal wird er störrisch.

«Werden wir ein Geschäft zusammen machen?» fragt er den krummen Pasquallo, der ja doch nur an den Ecken herumsteht.

Signor Alfredo schiebt den Krummen ins Privatbüro, gleich neben der Drehbank, und wenig später wandern sie mit zufriedenheitsbeglänzten Gesichtern, Seite an Seite, zu einem Viertelchen.

Lange überlegt an diesem Abend Signor Alfredo, ob er das bisherige Kolossalschild «Autohilfsdienst-Reparaturwerkstätte Alfredo Zanotti» durch ein kolossaleres ersetzen soll. Doch er kann nicht zu Ende denken. Die Nachtglocke schrillt, ein Alfa Romeo steht draussen, zwei Reifen platt wie Sardinien billigster Sorte. Und kaum hat er seine Pflasterchen, da knurrt ein Morris heran, ein Renault, ein Opel, ein Austin — ha, wer sagte denn, dass der Fremdenverkehr so verachtungsvoll mit Signor Alfredo verfährt?

Freilich, es kommt wie es kommen muss. Niemals werden die Unternehmer schlau, immer wollen sie noch mehr verdienen, auf dem Rücken der geknechteten Arbeiterklasse, und so kommt es denn, dass Signor Alfredo nach wenigen Wochen schon seinem Angestellten Pasquallo eröffnet, dass er seine Bezüge zu kürzen gezwungen ist.

«Herr Unternehmer», sagt Pasquallo, «das können Sie nicht tun.»

«Es geht um meine Existenz», sagt Signor Alfredo, dieser Hund von einem Reparaturwerkstätteinhaber. Denn natürlich geht es gar nicht um seine Existenz. Es geht ihm nur um seinen anwachsenden Kapitalismus.

«Herr Unternehmer», murmelt Pasquallo, «so werde ich denn meine Tätigkeit verdoppeln.»

Signor Alfredo ist es zufrieden, und wirklich, in der nächsten Nacht verdoppelt der treue Pasquallo die Zahl der Nägel, mit denen er sorgsam die Fernverkehrsstrasse bestreut, auf der man so geschwind nach Roma hineinbrausen kann.

Aber wieder kommt der Tag, da Signor Alfredo der Hafer des Kapitalismus sticht. «Herr Unternehmer», jammert Pasquallo, «so verdreifache ich denn meine Tätigkeit!»

Signor Alfredo ist es wiederum zufrieden, aber was zum Teufel — was ist plötzlich mit dem Geschäft los? In der Tat, es will und mag nicht mehr so recht gehen. Und geradeso, als ob der Himmel der Geknechteten sich an Signor Alfredo rächen wollte — je zahlreicher dieser arme Pasquallo mit seinen nächtlichen Nägeln um sich wirft, desto schlechter geht das Geschäft.